

# KULTUR & LEBEN

W  
INITIAL

## Leben oder Tod

Wenn selbst der Papst zurücktreten kann, ist der Abschied von diesem Job keine große Sache mehr. Und doch konnte über viele Jahrzehnte nur der Tod die Zusammenarbeit zwischen den Berliner Philharmonikern und ihren Chefdirigenten beenden. Herbert von Karajan bekam selbstverständlich noch einen Vertrag auf Lebenszeit – den er dann doch wenige Monate, bevor er starb, im Streit kündigte. Auch sein Nachfolger Claudio Abbado war bereits von schwerer Krankheit gezeichnet, als er den Chefposten aufgab.

Wenn Simon Rattle also morgen Abend nach 16 Jahren sein letztes Konzert als Leiter des Orchesters gibt, ist er der Erste, der diesen Abschied bei bester Gesundheit und mit guter Vorbereitung vollzieht. Vielleicht kann der britische Dirigent auch deshalb offener als alle seine Vorgänger über die Schwierigkeiten sprechen, die man als Dirigent mit einem Eliteensemble wie den Berlinern haben kann. Das Orchester mache sich das Leben nicht einfach, sagte er in einem Interview: „Aber wenn man am Ziel ist und die Blasen an den Füßen verheilt sind, dann weiß man, dass es die Sache wert war.“

Zum Abschied hat Rattle die 6. Sinfonie von Gustav Mahler aufs Programm gesetzt. Das Stück macht mit einem gewaltigen Holzhammer die Schläge des Schicksals hörbar. Für Rattle ist das aber keine düstere Zukunftsprognose, sondern ein nostalgischer Blick zurück: Er hat die Sinfonie auch 1987 bei seinem ersten Gastspiel in Berlin dirigiert.

Die Holzhammer-Methode dürfte seinem Denken ohnehin fremd sein: Der Brite weiß beim Musizieren sehr genau zwischen Pathos und Gefühl zu unterscheiden. Darum geht es bei seinem Abschied jetzt auch um Blasen an den Füßen. Und nicht um Leben oder Tod.

Stefan Arndt



Simon Rattle war 16 Jahre Chef der Berliner Philharmoniker. Morgen dirigiert er sein letztes Konzert in der Philharmonie. FOTO: DPA

## ZITAT DES TAGES

„

Mein hauptsächliches Vorhaben bestand darin, zu seiner Musik zu tanzen.

John Neumeier,

Choreograf, über den Hintergrund zu seiner „Beethoven“-Produktion, die am Sonntag in Hamburg Premiere hat.

## KULTURNOTIZEN

### Der Historiker und Publizist Hermann Glaser ist tot

Der Kulturpolitiker, Kulturhistoriker und Publizist Hermann Glaser ist in der Nacht zu Montag im Alter von 89 Jahren gestorben. Der in Nürnberg geborene Verfasser von mehr als 80 wissenschaftlichen Werken war von 1964 bis 1990 Schul- und Kulturdezernent seiner Heimatstadt und hat überdies den Kulturausschuss des Deutschen Städtetags geleitet. Er ist als Vordenker einer neuen Kulturpolitik bekannt geworden, mit der er, wie er sagte, „die Verhältnisse zum Tanzen bringen“ wollte: Eine größere Offenheit und Vielfalt, der Einbezug breiterer Bevölkerungsschichten sowie von Stadtteilkultur anstelle elitärer Kulturtempel – das sind Akzente, die Glaser als Politiker und Publizist gesetzt hat.



Wörter kann man so oder so aneinanderreihen. Und anders als diese Studentin an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig braucht man für Lyrik meistens keine Leiter. FOTO: DPA

## „ich bin mein monster“

„Dichten“ steht für „verdichten“, für Komprimierung und Konzentration: Alles wird intensiver. Überlegungen zur deutschen Lyrik aus Anlass des „Gegenstrophen“-Fests im Literaturhaus

Von Bert Strebe

Der Maler Francis Picabia hat im Laufe seines Schaffens mehrfach seinen Arbeitsstil verändert. „Unser Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann“, hat er gesagt – ein Satz, der eigentlich von einem Dichter hätte stammen müssen. Denn in keiner Kunstform muss man auf so kurze Distanz so offen für das Hakenschlagen der Gedanken und Gefühle sein wie in der Lyrik.

Beispiel? „in einem februar, im winter vor einem frühjahr, in dem mein vater starb, vor einem sommer, in dem mein kind kam, ist mir ein schwan im haff festgefroren“, schreibt Katharina Schultens, 1980 geborene Berliner Lyrikerin, die in Hildesheim studiert und unter anderem den Leonce-und-Lena-Preis bekommen hat. Ein paar Strophen weiter notiert sie: „ich atme sein wesen ein, wenn ich schreibe, ich atme es aus. ich bin ein chor, der sich einsingt, und ein raum, der hallt. ich bin unzählig und nicht vorhanden. ich spreche mit euch: ich bin mein monster und ihr seid seine variationen.“

Eine Existenz in einer Handvoll Zeilen. Katharina Schultens gehört zu den zeitgenössischen Lyrikern, die das Dichten aus der marginalisierten Grauzone, in der es für Jahrzehnte in Deutschland gesteckt hat, allmählich wieder rausholen. Schultens' neues Buch heißt „Untoter Schwan“ (erschienen bei Kookbooks), der zitierte Text ist nicht mal

in Verse zerlegt, aber er ist trotzdem ein Gedicht. „Dichten“ steht für „verdichten“, für Komprimierung und Konzentration: Alles wird intensiver.

Gedichte zu schreiben war früher eine hohe, sehr geschätzte Kunst, dann wurde es was für Spinner und für Leute, die keine hitparadentaugliche Musik zu ihrem Geschreibsel hinzuerfinden konnten. Das lag aber nur zum Teil an jenen lehrplanfixierten Deutschlehrern des 19. und 20. Jahrhunderts, die ihren Zöglingen bloß die in den Standardwerken vorgegebenen Interpretationen zubilligen wollten und zudem noch glaubten, man könne Lyrik in einen Schüler hineinstopfen wie Paragrafen in einen Juristen. Es lag, paradoxerweise, auch an der Lyrik selbst. An ihrem Freiheitsdrang.

### Politisierung, Profanisierung

Nach dem Korsett von Stabreim und Endreim und Daktylus und Sonett setzten sich in der Moderne lose (manchmal auch haltlose) Verse und reimfreie Formate durch. Mit der allgemeinen Politisierung ging oft auch eine Profanisierung einher, weil die Kunst einem Zweck unterstellt wurde. Man muss nur Erich Frieds Liebesgedichte mit seiner politischen Lyrik vergleichen – ein freier Fall, manchmal bis hinab zum Flugblattdeutsch.

Zugleich entwickelte sich ein Hermetismus, der zu Texten führte, die man weder lesen noch vorlesen, geschweige denn verstehen konnte. Alles große freie Kunst. Aber die

### Lyrikfest im Künstlerhaus

„Auf der Suche nach der poetischen Grammatik unserer Zeit“ – ist das Motto des Lyrikfests „Gegenstrophen“, das am Mittwoch, 20. Juni, um 19 Uhr im Literaturhaus Hannover, Sophienstraße 2, beginnt. Zu Gast sind Ulrike Altmuth Sandig, Christian Uetz und José F. A. Oliver.

Außerdem gibt es zum Lyrikfest zwei experimentelle Installationen: Hannah Schraven zeigt eine Version ihres Masterprojektes „entschuldigung, würdest du bitte eine weile an mir riechen?“ und Pascal Boveé lässt eine „Momentmaschine“ automatisch Haikus erzeugen. Dazu gibt es Improvisationen und Stücke von Matthias Kaul und Astrid Schmelting vom Ensemble L'Art pour L'Art.

Freiheit hatte zu neuen, anderen Mauern geführt, die die Leser fernhielten.

Inzwischen sind diese Mauern aufgebrochen. Als Beispiel mag – sehr subjektiv ausgewählt – eine Dichterin wie Caroline Hartge gelten, Jahrgang 1966, aus Garbsen. Sie hat ihrer beeindruckenden Bücherliste unlängst ein schmales Heft hinzugefügt, „Spur von Licht“, erschienen in der Edition Michael Kellner im Blaubuch-Verlag Hamburg. Caroline Hartges Dichtung betrachtet die Welt durch ein Brennglas, das scharf und mild zugleich ist, analysierend und sanft: „nimm eine liebe schöpfe / sie aus bis auf den grund“, heißt es in einem titellosen Text: „geduld zu erde / gleichmut zu asche / gleichgültigkeit zu staub. // du bist in mir verschüttet“.

Oder Andreas Altmann aus Berlin, der gerade wieder ein neues Buch im Poetenladen-Verlag vorgelegt hat: „Weg zwischen wechselnden Feldern“. Altmann, 1963 in Hainichen in Sachsen geboren, breitet darin das Universum einer melancholischen Natur aus: „im nebel liegt der himmel dem wald / zu füßen“. Oder: „ausgebreitet liegen die nächte wach“. Altmann erzählt Geschichten, in denen sich die Emotionen auf ihrem Weg von einem Menschen zum anderen in Flora und Fauna und ins Sternenzelt eintragen.

Was sich alles in der zeitgenössischen Lyrik tut, kann man sich in Hannover in dieser Woche besonders gut im Literaturhaus begucken: Dort findet am Mittwoch das Lyrik-

fest „Gegenstrophen“ statt. Eine Gegenstrophe ist das, was im griechischen Drama auf die Strophe folgt; der Chor, der sich bei Letzterer in die eine Richtung bewegt hat, bewegt sich bei Ersterer in die andere. Neudeutsch nennt man so was Performance. Kreativschreibstudenten aus Hildesheim werden dabei sein bei der Lyrikpräsentation jenseits der Wasserglaslesung, aber auch arririertere Gäste: Christian Uetz, José F. A. Oliver und Ulrike Altmuth Sandig.

### „wie dreizehn Ölgemälde“

Vor allem die 1979 in Großenhain geborene Pfarrerstochter Ulrike Altmuth Sandig steht für ein Konzept von Lyrik, das die Grenzen der Texte durch Musik und Geräusche zu Sprechkonzerten aufweitet, um dann wieder in den Kern der Buchstaben zurückzukehren. Etwa bei den Versen aus ihrem letzten Buch (erschienen bei Schöffling), bei dem schon der Titel ein Gedicht ist: „ich bin ein Feld voller Raps verstecke die Rehe und leuchte wie dreizehn Ölgemälde übereinandergelagert“. Die Gedichte kommen leichtfüßig daher und gewinnen durch die Transformation eines Bildes in ein anderes an Tiefe – „seht ihr mein kurz geschnittenes Haar? ich lass es / flattern im Winde. ich bin ein Text, der zum Ende hin / ausfranst“ – und kippen dann in einen Assoziationsozean, in dem es mit Schießbefehl und Kriegsgericht und Rapunzel weitergeht.

Rapunzel? Rapunzel. Der Kopf ist rund.

## Ein musikalisches Opfer

Händels Oratorium „Jephta“ zum Abschluss der Chortage in der Galerie Herrenhausen

Von Claus-Ulrich Heinke

Ein Musikwerk, ein Orchester und ein Solistenensemble, aber drei wechselnde Chöre. Dazu zwei Dirigentinnen und ein Dirigent. Das war die Konstellation beim Abschlusskonzert der 10. Chortage Hannover in der Galerie Herrenhausen. Auf dem Programm stand Händels Oratorium „Jephta“. Die Chöre waren bestens auf die teilweise ungewöhnlichen Händel-Klänge vorbereitet. Jung und mit schlanker Stimmführung zeigte sich der Chor der Leibniz-Universität mit Tabea Fischle, professionell klingend trat der Brahmschor mit Gudrun Schrófel auf, und mit rundem Chorklang überzeugte das Junge Vokalensemble mit Klaus-Jürgen Ertzold.

Das Management der Chortage hatte dem Dirigententrio ein

hochkarätiges Solistenensemble und das erfahrene Barockorchester L'Arco auf die Bühne gesetzt. Der Dirigentenwechsel pro Akt gelang bis auf kleine Einsatz-Irritationen gut. Das Orchester war ein zuverlässig und einwandfrei spielender Partner. Für eine bessere Balance zwischen Orchester und Solisten hätte man sich im Tutti hier und da mehr Zugriff bei Dynamik und Artikulation gewünscht. Das Solistenensemble jedenfalls ging mit einer deutlich stärkeren Stimmfaltung ans Werk als die Instrumente.

### Schöne Koloratur-Duelle

James Gilchrist glänzte in der Rolle des Jephta. Den bindet ein Eid, seine Tochter dem Gott Jahwe zu opfern. Die weitgespannte stimmliche und mimische Ausdruckskraft des englischen Tenors einschließlich seiner virtuo-

sen Koloraturtechnik machten den Konflikt zwischen Eid und Vaterliebe zu einer ans Herzen gehenden Darstellung. Louise Kemény sang mit Hingabe und Charme die Partie der Tochter Iphis und lieferte sich mit dem Countertenor Carlo Vistoli als ihrem Verlobten Hamor schöne Koloratur-Duelle. Auch der australische Bass Derek Welton als Jephthas Bruder Zebul und die schwedische Mezzosopranistin Kristina Hammarström als Mutter der Iphis passten in das außergewöhnliche Niveau dieses Ensembles. Und Magdalena Hinz gab mit ihrer kleinen Rolle als Engel, der rettend ins Geschehen eingreift, eine gute musikalische Visitenkarte ab.

Trotz der musikalischen Qualität aller Akteure waren dreieinhalb Stunden Dauer für eine rein konzertante Aufführung aber arg



Teamwork: Solistin Louise Kemény mit dem Barockensemble L'Arco und dem Jungen Vokalensemble Hannover. FOTO: SCHRÖFEL

lang. Ein paar Kürzungen hätten dem Ganzen gutgetan. Oder zumindest straffere Anschlüsse zwischen den einzelnen Nummern. Gleichwohl war es ein erfolgreicher und umjubelter Abschluss der 10. Chortage.

Deren Intendant Wolfgang Schrófel konnte dazu beachtliche Zahlen nennen. 1800 Sänger haben in 50 Chören gesungen und mehr als 4000 Besucher ange-lockt. Hannovers Ruf als City of Music machte das Ehre.